

Wolfgang Wittkowski

Hausväter

im Drama Lessings und
des Sturms und Drangs

Über deutsche Dichtungen 7



PETER LANG
EDITION

Vorwort und Einleitung

Wie immer danke ich Frau Ute Winkelkötter und dem Peter Lang Verlag auch für den Druck dieses 7. Bandes meiner Serie *Über deutsche Dichtungen*. Für die Erstellung der Druckfassung und viele andere unentbehrliche Hilfeleistungen danke ich Frau Sandra Hawrylchak, die schon den *Schiller* rettete und zuletzt den *Kleist*. Wie die übrige Serie enthält dieser Band über die großen Dramen Lessings und einige des Sturms und Drangs mehr oder weniger gründlich überarbeitete Veröffentlichungen aus den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Die Auseinandersetzung mit der einschlägigen Forschung ist abermals beträchtlich. Im Vorwort zu *Kleist* (2013) habe ich versucht, näher zu erklären, warum.

Wie nötig das war, erwies die Rezension meines *Goethe* (2004) im *Goethe-Jahrbuch* 2005, 388f. Dr. Katharina Grätz übergeht großzügig die peinliche Menge der Druckfehler. Die Forschungskritik tut sie ab als Ausdruck meines Unwillens, verkannt und totgeschwiegen zu werden. So mag man es sehen. Angesichts der heutigen Umgangsformen und der kritischen Intensität meiner Auseinandersetzung mit Kollegen braucht das Ausbleiben eines Echos, und zumal eines positiven, vielleicht nicht zu verwundern.

Vollends den Anspruch, mit meinen gesammelten Arbeiten, die teilweise bis zu fast vierzig Jahren früher entstanden, „Neues“ zu bieten, nennt K. G. einen „nicht eben bescheidenen.“ Auch das kann man so sehen. Und man könnte es natürlich belegen – falls man es kann. K. G. tut es nicht. Kann sie es nicht? Fand sie keine vergleichbaren Arbeiten? Dann wäre mein Anspruch gar nicht so absurd. Aber las und verglich sie überhaupt? Oder stützt sie ihr Urteil einfach auf ihren gleichfalls nicht belegten Eindruck, meine Goethe-Arbeiten seien schon seinerzeit nichts gewesen als „Ausläufer“ des „Bebens“ der 68er Bewegung und deshalb jetzt umso gewisser „rückwärtsgewandt“?

Gleiches ließe sich zum vorliegenden Band vorbringen, und ebenso, daß auch seine allerdings weniger weit zurückliegenden Interpretationen weder Nachfolge noch Gegnerschaft gefunden haben. Frau Grätz braucht mich natürlich nicht zu benachrichtigen, daß solide und wertvoll über Goethe gearbeitet wird; und ebenso wenig muß mir das versichert werden im Hinblick auf die hier

behandelten Autoren; nur fand ich eben auch hier kaum Neues auf dem von mir bevorzugt beachteten Felde, dichterische Meisterwerke zu würdigen. Die verschwindend wenigen neueren Studien, auf die ich stieß, habe ich berücksichtigt und hoffentlich keine wichtigen übersehen. Andere Philologien haben sich am ausgiebigen Heben ihres kostbarsten Schatzes, eben der Dichtungen, gleichfalls ziemlich verausgabt und suchen sich neu zu formieren (vgl. Jennifer Summit, Chair, English Dept. Stanford: Literary History and the Curriculum. How, What, and Why? *Profession* 2010, 141-150).

Ich dagegen war und bin dankbar, daß mir da noch viel zu tun blieb. Denn ich habe in diesem Band mehr noch als in den früheren zu tun mit geradezu blutigen Rückzugsschlachten von der einläßlichen Beschäftigung mit Dichtung als Dichtung. Deren Werken wurden dabei nämlich, so sieht es aus, noch möglichst viele Wunden beigebracht. Es geschah im Zeitgeist oder besser -ungeist, im Zeichen der Nachkriegs-Umerziehung. Deren Auftrag lautete, die deutsche Vergangenheit politisch korrekt umzudeuten zur zwangsläufigen Bewegung auf Auschwitz hin. Das Waffen-Arsenal, das für diese absurde und böswillige Kampagne Einsatz fand, beschreibe ich in jedem Kapitel, am gründlichsten im letzten, über *Kabale und Liebe*, und in den abschließenden Randbemerkungen zur Forschung. Der selbsternannte Verteidiger der Dichter und ihrer Frauenfiguren im *Kleist* nimmt sich nun auch der arg verrufenen Hausväter an. Es kommt dabei leider zu Wiederholungen; aber dadurch wird manches vielleicht deutlicher.

Dr. Grätz gehört offenkundig schon zu der Generation, die die Dichtung hinter sich gelassen hat. Was ich da anbiete, nahm sie ihrer Rezension zufolge kaum oder nicht zur Kenntnis. Stattdessen referiert sie relativ ausführlich etwas ganz anderes: meinen Bericht über den Minister und Geheimen Rat im Zusammenhang mit der 1783 hingerichteten Kindsmörderin Johanna Höhn samt der eingehenden Kritik, der ich die Behandlung des Falles durch die Forschung unterziehe – „in Teilen nicht ganz zu Unrecht,“ merkt sie immerhin an und weiter, daß ich Goethes Verhalten anders als üblich „im vollkommenen Einklang“ sehe mit allem, was wir von ihm wissen, was ihn einst uns allen wert machte und weshalb die Welt noch von ihm spricht. In der Tat las ich fast als einziger alle ein-

schlägigen Texte (Akten, Briefe, *Faust*, *Das Göttliche*), und tat es eben sogar in den Augen von Dr. Grätz genauer und richtiger.

Warum aber soll mir das nicht gleichzeitig auch bei manchen Dichtungen gelungen sein? Würde es, da auch deren Interpretationen weder Korrektur noch Echo fanden, deren Neuabdruck nicht ebenso rechtfertigen wie offenbar den jenes Berichtes? Auf diesen naheliegenden Einfall aber kommt Frau Grätz gar nicht. Stattdessen macht sie meiner „echten, ungebrochenen Goethe-Verehrung“ (tatsächlich meinem dankbar-bewundernden Respekt vor außerordentlicher geistiger und Kunst-Leistung) das Kompliment, geradezu ansteckend zu sein – indessen nur, um sie gerade als **das** Problem des Buches zu markieren.

Sie belegt auch dieses lapidare Verdikt nicht näher und braucht das auf dem Hintergrund von Goetheforschung, *Goethe-Jahrbuch* und Zeit-Ungeist wohl nicht; und darin sehe nun ich das Problem: das Problem meiner Rezensentin, des Fachs und unserer Gegenwart. Denn will man Kompetenz in Frage stellen, kann man es schwerlich wirksamer als mit dem emphatischen Bekenntnis zu einem Mode- und Gesinnungs-Vorurteil wie dem, einer positiven Einstellung zu Goethe und seiner Dichtung könne nichts Brauchbares entspringen.

Schwerlich meint sie damit, es fehle mir an kritischem Denken. Meine ausgiebige Kritik an der Forschung legt frei oder soll wenigstens freilegen, was man an Goethe m.E. falsch gelesen hat, und wie sich ein davon befreiter Goethe ausnimmt. Gleiches gilt im Hinblick auf die im vorliegenden Band behandelten Autoren. Ich fürchte, Frau Grätz geht es überhaupt nicht um eine wissenschaftliche Kritik, sondern um Kritik um jeden Preis an Goethe; darum, wie man ihn herunterputzen kann und politisch korrekt von einem Standpunkt außerhalb Goethes und jeder sachlichen Diskussion, von einem Standpunkt, von dem aus man alles besser weiß: historisch, soziologisch, psychologisch usw. usw., über alles jedoch vom Standpunkt politisch korrekter Gesinnung.

Tatsächlich sind es nämlich vollends meine (allgemeinen, von Dr. G. zu recht nicht näher vorgestellten¹) politisch inkorrekten

¹ Wen Näheres interessiert, besuche meine Website www.wolfgangwittkowski.com, zuletzt: It is the winners who write the history (Machiavelli), *Staats-Zeitung* 17/16 [!] April 27/20 [!] 2013, GT 149.

„aktuellen“ Abweichungen vom Zeit-Ungeist, die es, schreibt sie, nicht mehr erlauben, mein „Unterfangen“ einzustufen als ein zwar „abgestaubtes,“ aber „rechtschaffenes.“ Vielmehr sei es strikt abzulehnen als „rückwärtsgewandt,“ „unmodisch und `unzeitgeistgemäß,´ wie vom Autor beabsichtigt.“

Allerdings! Und Leute, die sorgfältig ihre politisch korrekte Gesinnung vorzeigen, am besten durch Fehlanzeige bei anderen und Distanzierung, erinnern an Formen des Totalitarismus, gegen den wir uns heute wehren – mit mehr oder eben weniger Erfolg. Doch der Torheit nicht genug: wer hätte erwartet, daß Frau Grätz noch unterboten würde ausgerechnet von der beflissen konservativen (nicht `rechten´) *Jungen Freiheit*, die sich gern als Hüterin bester deutscher Tradition geriert! Meine Leserbrief-Korrektur zur unzulänglichen und irreführenden Darstellung des Falles „Höhn“ in der Weimar-Ausstellung wurde gekürzt um einen Klaps wegen Goethe-Vernachlässigung der *JF*, die diese indes zusätzlich bekräftigte mit der Betitelung „Nur beim Tod ist hier nichts neu.“ Was immer das heißen soll: Tatsächlich ist da leider gar nicht neu die Unempfindlichkeit für (besonders kirchliche) Barbarei gegen Frauen sowie für die eigene Überheblichkeit, Goethe und seine sehr nötige Verteidigung flapsig zu belächeln. Gewiß, Goethe war kein guter Christ, wie die *JF* ihn sich wünschen mag, sondern ein besserer. „Allein, das ist es eben“ (Morgenstern).

Der vorliegende Band krankt nun an genau dem „Problem“ und an denselben Schwächen, die mir Frau Grätz am *Goethe* ankreidet. Neben der planen Evidenz der Texte hilft die Forschungskritik, die diesmal mehr noch als sonst gefordert schien, hoffentlich rechtfertigen, warum ich auch Lessings Verdienste anerkenne ohne ideologische Vorbehalte, ebenso die künftigen Klassiker mit ihrem Aus- und Vorblick auf das, was dem Ganzen nottut, sowie ihre Sturm und Drang-Genossen, zumal deren Hausväter und Töchter. Entsprechend war Kritik zurückzuweisen, die destruktiv dekonstruierend hinterfragt und zu entlarven sucht, wo es m.E. nichts zu entlarven gibt, die ideologisch-parteiisch aburteilt und damit den Deutschen, zumal der Jugend, wertvolle, auch gerade erzieherisch wertvolle Dichtung vorenthält oder verdirbt. Und wieder mögen meine versuchten Richtigstellungen „Ausläufer“ sein, denn es gibt eben kaum Nachfolger.

Die hier behandelten Hausväter sind nicht durchweg sympathisch; doch die Autoren suchen ihnen und ihren Schwierigkeiten verstehend gerecht zu werden. Guter Wille allenthalben und hoffentlich abermals ansteckend, wie Goethes Freund Zelter es spontan empfand beim Hören Haydns. Überhaupt vernahm ich gleichsam hinter und in den Werken immer wieder den harmonischen Zusammenklang der Dinge, den Kerngedanken der Epoche, wie in der zeitgenössischen Musik von Bach und Händel zu Haydn und Mozart. Ohnehin sollte man diese Gleichzeitigkeit nicht unbeachtet lassen.

Ferner beginnt hier die organisierte Heils-Religion des Christentums, obschon durchaus mit Ehren, hinter die Ethik zurückzutreten. Wie im *Goethe* und den anderen Bänden stellte ich meine Betrachtungen unter „Betonung des ethischen Aspekts,“ also „moralischer Kategorien“ an (K.G.). Kennern des 18. Jahrhunderts sollte das nicht merkwürdig erscheinen; und wenn man insistiert, das seien nicht mehr unsere Kategorien, dann wäre das jedenfalls nicht das Problem jener Epoche. Mancher könnte gar spotten, ich lande hier wohl endlich ganz in meinem Element. Das wäre vielleicht nicht ganz falsch. Diese Dramen der Aufklärung und Empfindsamkeit sind gebaut nach einem einfachen System moralischer Werte, einem System der Menschenliebe, des Wohlwollens und der Milde – und deshalb des Unwillens gegen Hartherzigkeit. Die wurde ihnen seitens der Nachwelt, zumal von den gelehrten „Ausläufern“ der altklugen 60er Jahre, in reichem Maß zuteil.

Auch die Nemesis tritt auf, allerdings auch wieder nicht, wie manche wähnen, als gestrenge Richterin jederlei Regelverstöße, sondern umgekehrt als Rächerin rigoroser Unerbittlichkeit, fahrlässig versäumter fürsorglicher Aufsicht, Disziplin, Selbstdisziplin. Es fällt einem besonders beglückend auf vor dem Hintergrund der denunzierenden Kritik der 68er und ihrer Erben. Erstaunlich viele ihrer Deutungen laufen genau dem zuwider, was Lessing den Dichtern und damit zugleich deren Deutern zur vornehmsten Aufgabe zu machen für nötig hielt – als ob er heute lebte –: nämlich ein für allemal

uns mit den eigentlichen Merkmalen des Guten und Bösen, des Anständigen und Lächerlichen bekannt zu machen; [...] uns jenes in allen seinen Verbindungen und Folgen als schön und als glücklich selbst im Unglücke, dieses hingegen als häßlich und unglücklich, selbst im Glücke, zu zeigen; [...] und diese Gegenstände jederzeit in

ihr wahres Licht zu stellen, damit uns kein falscher Tag verführt, was wir begehren sollten zu verabscheuen, und was wir verabscheuen sollten zu begehren.

(*Hamburgische Dramaturgie*, 34. Stück)

Anlaß, diese bedenkenswerten Sätze zu zitieren – bedenkenswert gerade auch im Unterricht –, fand ich in jedem Kapitel. Lessing wendet sich da bereits genau gegen die anmaßende, ja kriminelle Verkehrung gediegen richtiger Sicht, die sich von selbst verstehen sollte. Solcher Liebe zu Menschheit und Gerechtigkeit verwandt ist die „Liebe zur Literatur,“ zur Dichtung. Paul Stöcklein scheute sich nicht, sie beim Namen zu nennen in dichtungsfeindlicher Zeit (*Literatur als Vergnügen und Erkenntnis*, 1974). Ich widme das Buch seinem Andenken.

Im Dezember 1973 hielt ich einen Büchner-Vortrag an der Universität Frankfurt. Stöcklein war Leiter der Deutsch-Abteilung, hatte mich indes nicht eingeladen, ließ mich vor Beginn wissen, er habe eine Verabredung, könne deshalb nachher nicht mit mir zusammensein, im übrigen möge ich mich selbst einführen. Was den verdutzten Gast aus USA da anwehte, war die hochgradige Allergie, welche den Gastgeber plagte gegen militante „Ausläufer des Bebens, das die 68er Generation ausgelöst hatte“ und das nun vermutlich ich wie alle Büchner-Leute damals gedächte fortzusetzen und weiter zu verbreiten.

„Büchner, der Pietismus und die Philosophen“ lautete mein Thema. Und nach wenigen Minuten büchnerscher Pietismus-Kost verspürte ich aus Stöckleins Ecke, ohne daß er etwas sagte, unverkennbar „positive Schwingungen.“ Und als ich in der Diskussion zum Teil heftig angegriffen wurde, nahm er ebenso entschieden für meine Sicht Partei. Zum Abschied gar versicherte er, er sei heute abend in der Tat bereits verabredet. Doch wie wäre es, wenn wir uns morgen vormittag 10 Uhr im Café Kranzler träfen? –

Pünktlich fanden wir uns beide ein, waren uns rasch einig über Büchner und schritten weiter von einer Dichtung, die wir beide mochten, schön und wertvoll fanden, zur nächsten und so zu einer Kostbarkeit nach der anderen. Die Zeit verflog. Plötzlich stand vor unserem Tische eine Dame. „Verzeihen Sie bitte, ich habe Ihnen zugehört, ich mußte es. Das alles klang so unwahrscheinlich schön, wie eine Offenbarung, und so vollkommen anders als das, was meine Kinder aus der Schule mitbringen...“

So erfreulich das war im Augenblick, so erscheint es rückblickend als Vernichtungsurteil über das Fach, die Schule und das Land, das seine kostbarsten Schätze nicht nur verschleudert und vergißt, sondern sie vor allem vor der Jugend – die ihr anvertraut ist zu erzieherischer Förderung – verfälscht, verleumdet und verschandelt, sich damit an jungen Menschen vielleicht fürs Leben schwer veründigt – und sich mit solcher „Progressivität“ noch brüstet. Selbstabschaffung der Deutschen. Und doch wohl weitgehend Selbst-Disqualifizierung der Germanistik, sich zu beteiligen an dem international anvisierten Versuch, Goethes Begriff der „Weltliteratur“ (1827) zum Forschungs-Projekt zu machen (*Profession 2012*, 244ff.: *The Crisis of Comparison and the World Literature Debates*). Sicher, es ist zum Glück nicht überall so. Und Paul Stöcklein, wie ich ein „Ausläufer“ jener Zeit, war gewiß ein Glücksfall, und ich hatte das Glück, ihm von den USA aus zu begegnen, und noch mehrmals.

Ein anderer Glücksfall – für mich und m.E. für das Buch – wurde Christian Thomasius. Man tituliert ihn zwar als „Vater der deutschen Aufklärung,“ doch was weiß man schon von ihm? Ich selbst machte seine Bekanntschaft nach Krieg und Studium, ja erst nach der Wiedervereinigung, als die Ehemaligen des Christian-Thomasius-Stadtgymnasiums in Halle sich ebendort zusammenfanden und ich uns endlich mit unserem Namenspatron näher bekannt machte. Ein Jahr lang bereitete ich mich darauf vor, machte damit eins meiner beruflichen Versäumnisse wett und genoß es, hörte auch danach nicht auf, ihn zu studieren und Neu-Ausgaben seiner Schriften zu besprechen. Es lohnte sich für mich und für mein Steckenpferd – ich gebe es ja zu, Frau Grätz.

Thomasius sah sich als ethisch-philosophischen Partner Luthers und half entscheidend, Ethik, basiert auf Religion, indessen von ihr unabhängig zu verstehen und – auf Deutsch! – Freude an ihr zu empfinden und verbreiten: „zu der Tugend eine Lust,“ zu Vernunft, rechtem Maß und gutem Willen, zu Humanität im besten Sinn. Das Jahrhundert der Popularphilosophen hat auf ihn gehört, besonders Lessing, der ihn für seine Dichtwerke weidlich plünderte. Das zumindest dürfte diesmal „neu“ sein. Freilich nannte er ihn nicht laut beim Namen, wohl um nicht ebenfalls in seinen Geruch eines Atheisten zu geraten, das damals hochgefährliche Äquivalent

zu heute bevorzugten Verunglimpfungen wie „nazistisch,“ „antisemitisch,“ „politisch inkorrekt“ oder – weniger bedrohlich – „rückwärtsgewandt,“ „unmodisch,“ „unzeitgeistgemäß.“

Slingerlands, NY, USA, Juni 2013

Wolfgang Wittkowski